

Der Anstreicher

Die Stadt zuckt. Es ist kurz vor fünf und sie zuckt schon wieder. Ich befinde mich auf dem Weg zur Arbeit, etwas anderes bleibt mir auch gar nicht übrig. Man muß arbeiten in dieser Stadt, sonst würde man die Hektik, die Beschleunigung in ihren Lebensadern nicht verkraften. Wenn du in einem reißen Strom fällst, kannst du nicht nichtstun, weil du dann ertrinkst. An der nächsten Ecke steht wieder der Dudelsackbläser. Das ist gut, denn er steht immer da. Als ich das Haus verließ war ich schon beunruhigt, weil der Indianer nicht da war. Ein Leck in meinem Alltag, ein Riss in der Routine. Ich hoffe, daß er nicht gestorben ist oder auf den Kriegspfad mußte. Ich brauche den Häuptling nämlich genauso wie den Dudelsackbläser. Sie bilden so etwas wie Fixsterne, zwischen denen ich sicher navigieren kann. Der letzte dieser Himmelskörper ist die Lottofee, sie weist immer sicher den Weg zum City-Tower, dem Rathaus. Hier arbeite ich. Zwanzigster Stock, gleich neben dem ersten Bürgermeister, der sich selbst immer gerne als City-Manager bezeichnet. Eigentlich bin ich Jurist. Aber wer macht heute schon das, was er eigentlich gelernt hat? Die Erwerbsarbeit wir immer knapper, sie versiegt fast schneller als die globalen Ölreserven, weil sie stärker ausgebeutet und schneller verbraucht wird. Und weil du heute zu jederzeit alles können mußt, bin ich eben PR-Berater des Bürgermeisters, das ist die offizielle Stellenbezeichnung. Tatsächlich bin ich Fußabstreifer, Türstopper, Souffleur, Laufbursche, Psychiatriepfleger, Redenschreiber, Wachhund, Beichtvater und Privatdetektiv in einem. Kein Studium der Welt hätte mich auf diesen Job vorbereiten können, so was schafft nur das Leben, die Existenz, in dieser Stadt. So gesehen waren die zwölf Semester Jura reine Zeitverschwendung. Ich hätte genauso gut Anstreicher lernen können, das mache ich nämlich auch. Zusammen mit meinem Chef streiche ich die Stadt jeden Tag in ganz verschiedene Farben, tauche sie in alle Schattierungen des Lichtspektrums, bis die „Kunden“ zu maulen aufhören. Gestern waren es die Metzger und die Umweltschützer, heute kommen die alleinerziehenden Mütter, die Müllmänner, Grundschulrektoren und die Prostituierten. Morgen kümmern wir uns um Lesben und Schwule, die Anwohner des Bahnhofsviertels, die Griechen. Gleich danach kommen die niedergelassenen Ärzte und die immer dreister auftretenden

Senioren. Übermorgen hat der Chef Pause, lediglich zwei Voodoo-Priester aus Togo sind zu begrüßen. Dabei bräuchten wir die gar nicht aus Afrika zu importieren. Nach den letzten Zählungen des Wirtschaftsreferats haben 29 Schamanen, Mediziner und Voodooos hier ein Gewerbe angemeldet. Was unsere Stadt angeht, versagen die aber auch. Juristisch betrachtet ist diese Ansammlung von Beton, Asphalt, Glas, Kanälen, Leitungen, Gehölzen und Wasser samt den sich darin befindlichen Lebensformen eine Gebietskörperschaft. Womit die Juristerei wieder einmal unheimlich konkret wird. Gerade fahre ich mit meinem silbernen Roller am Südbahnhof vorbei. Östlich davon liegt das Gedärm der Stadt. Alles, was in unser Gemeinwesen fließt, wird hier verdaut. Subventionen, Fördergelder, Abgaben, alles wird verwertet und im angrenzenden Viertel wieder ausgeschieden. Die dabei mit aufgenommenen Giftstoffe müssen von der städtischen Leber um die Sozialviertel entgiftet werden. Hier sitzen fast alle sozialen und wohltätigen Einrichtungen, die sich darum kümmern, daß die Verlierer unseres großen Spiels den Gewinnern nicht gefährlich werden. Das Herz unserer Gebietskörperschaft vermuten die meisten immer noch in den Industriegebieten um die Hafenstrasse oder gar im Stadtzentrum. Das sind die ewig Gestrigen, die nicht verstehen wollen, daß unser Herz seit 25 Jahren woanders schlägt. Da stehen zwar auch noch alte Fabriken, die wir jedoch mit großzügigen Förderungen ausgeschlachtet, modernisiert und dem Zeitgeist entsprechend herausgeputzt haben. Freigelegter Klinkerstein, neues Glas in alten Fenstern, Auffahrt zur Datenautobahn ... das klappt immer. Von hier aus wird das Blut in die verschiedenen Adern der Stadt gepumpt, hier pulsiert der wahre Motor. Hier sitzen die Berater, die Business-Advisors, die großen Solution-Provider, umkreist von den Sputniks der PR-Agenturen, Software-Entwickler und Event-Manager. Sie erklären uns, welche Bevölkerungsgruppen wir in der Stadt wie organisieren müssen, damit sich die Entwicklung in den gewünschten Bahnen bewegt. Sie zirkulieren bis in die kleinsten Kapillare und liefern, was dort gewollt wird. Seither wissen wir genau, wo sich das konsum-materialistische Milieu befindet, wo das aufstiegs-orientierte und wo das hedonistische Milieu. Die einen brauchen Handy-Shops, die anderen Vergnügungsparks und die dritten einen Mix aus Fitness, Shopping und Chill-Out. Das etablierte Milieu und das liberal-intellektuelle Milieu schreien immer wieder nach

Kultur. Wird zwar immer teurer, aber noch können wir Ihnen in der Theaterstrasse und am Opernplatz was bieten. Größeres Entwicklungspotential liegt aber bei den Postmodernen. Die wollen zwar auch Kultur, aber die darf auf keinen Fall viel kosten. Alle zwei Jahre lassen wir von ein paar Strohmännern in feuchten Kellern alternative Theater- und Kunstklubs gründen. Sie kriegen 5000 Flocken und stellen dafür die alternative Kulturszene zufrieden. Zwei Jahre später drohen wir, die Keller wegen Baufälligkeit zu schließen. Dann gründen sie Initiativen und Fördervereine und wir lassen jeden zweiten Keller stehen.

Wie auch immer, diese Berater-Jungs sind jedenfalls das Herz der Stadt und sie wollen über kurz oder lang auch ihr Gehirn werden, welches sich zur Zeit noch im Rathaus befindet. Das Gehirn ist mein Arbeitsplatz, ich befürchte aber, daß die Berater demnächst viele unserer Aufgaben übernehmen und wir schließlich nur noch als Rückenmark funktionieren werden. Was soll's. Ist vielleicht gar nicht so übel, bestimmt weniger anstrengend, als 24 Stunden am Tag denken und womöglich auch noch träumen zu müssen.

Als ich gegen Mittag das erste Mal zu meinem Chef komme, hat er gerade eine Karte gezogen und sieht ziemlich panisch aus.

„Sehen Sie hier“, ruft er, „wir sind pleite!“

„Pssst“, zische ich und schliesse die Tür zu seinem Büro-Saal, „die ersten Grundschulrektoren sind schon da!“

„Das ist eine Katastrophe“, klagt er weiter, „wenn diese Steuerschätzung eintrifft, und wir in den nächsten Zehn Jahren unser komplettes Kanalsystem erneuern müssen, und die Energiepreise steigen, ist die Stadt bankrott! Und ich muß ins Gefängnis!“

„Eine Stadt kann nicht bankrott gehen“, beschwichtige ich, „eine Stadt ist keine Firma und keine Privatperson.“. Er ist weiß Gott nicht der Hellste unser Bürgermeister, aber er sieht gut aus, hat Charme und kann Hände schütteln. Ich erkläre ihm, daß wir uns bei diesen Aussichten auch kein Gefängnis mehr leisten könnten und er eben zusehen müßte, welche Zielgruppen noch ein wenig mehr für die Stadt abdrücken sollten und wem wir weiter Mittel kürzen bzw. ehemals gegebene Versprechen wieder brechen. Jedenfalls gut, daß jetzt gleich die Grundschulrektoren kommen. Vorher gehe ich noch schnell zur Lottofee und hole einen Packen Tippscheine, die füllt

der Chef dann bis heute Abend aus; eine ungemein effektive Entspannungsübung.

Später rühre ich ein bisschen im Farbeimer. Natürlich folgt auf dieses Ereignis noch heute eine große Pressekonferenz. Der Chef wird erklären müssen, wie er gedenkt, diese Stadt überhaupt am Leben zu halten. Ich bereite eine tiefdunkle Grundierung vor. Wir befinden uns mitten in einer noch nie dagewesenen Krise. Das liegt am strukturellen Wandel, an der Globalisierung und am demographischen Problem. Ich gebe noch ein paar Spritzer Kapitalismuskritik hinein und töne mit den Lasten der Wiedervereinigung ab. Auf die Grundierung muß ein zweiter Anstrich folgen: Solidaritätsbekenntnisse und -forderungen, Verantwortungsethik und Lokalpatriotismus. Glatt verrühren und einen kleinen Hauch Trotz zugeben. Die Deckschicht malen wir dann freundlich hell. Nicht leuchtend weiß, eher so ein satt-helles Orange oder ein kräftiges Rosa.

Nach nicht mal 17 Stunden Arbeit befinde ich mich wieder auf dem Heimweg. Die Pressekonferenz ist gut gelaufen. Er ist schon ein Held unser Bürgermeister. Null Ahnung von nichts, aber du kannst ihm am Eingang des Pressesaales ein Skript in die Hand drücken und der trägt das vor, als ob er sich in den letzten zwei Wochen mit nichts anderem beschäftigt hätte - Wahnsinn. Kurz vor Feierabend habe ich noch seine Tippscheine bei der Annahmestelle abgegeben, der Jackpot liegt diese Woche bei 19 Millionen. Kein großer Wurf, aber für die Sanierung der Hauptentwässerung wäre es ein Anfang.

Da ich nach Feierabend zu Hause nichts mit mir anfangen kann, gehe ich meistens in eines der Lokale hinter dem Hauptbahnhof. Heute habe ich Lust auf das „Landlord's Game“, eine Mischung aus irischem Pub, Frittenbude, Spielhöhle und Salon. Ich bestelle ein überteuertes irisches Bier und esse zum ersten Mal etwas. Neben mir am Tresen steht der Michel. Die Schlafmütze und seine Laterne hat er auf dem Barhocker neben sich gelegt. Er ist nicht sehr gesprächig heute, jammert nur, daß er schon wieder Einkommensteuer bezahlen mußte und sich jetzt sein Haus nicht bauen kann. Ich tröste ihn halbherzig und erkläre, daß ihn die heutigen Hypothekenzinsen ohnehin umbringen würden.

Als ich mit meiner Currywurst fertig bin, bemerke ich, daß der Indianer neben mir sitzt. Ich freue mich, daß er wieder aufgetaucht

ist und grüße ihn freundlich. Er nickt mir schweigend zu. Sie reden nicht viel diese Rothäute. Er schiebt mir eine Zeitung hin. Es sind die Stellenangebote. Ich wußte gar nicht, daß es so was heute noch gibt. Er hat einige Offerten für Maler eingekreist. Überwiegend sind es Zeitarbeitsfirmen, die kurzfristig Personal suchen. Eine echte Malerfirma ist auch dabei, spezialisiert auf Fassadensanierungen. Der Häuptling tippt darauf, er glaubt, das wäre genau das Richtige für mich. Er meint wohl, wenn es jemand schafft, diesen maroden Moloch jeden Tag wie eine strahlende Weltmetropole aussehen zu lassen, müßte er auch aus den letzten Bruchbuden noch herrschaftliche Villen machen können. Wahrscheinlich hat er Recht. Ich frage ihn, ob er weiß, was die so bezahlen. Er schüttelt den Kopf. Ich erkläre ihm, daß ich gerne meinen Lebensstandard halten würde, mit Penthouse-Loft, in dem ich mich kaum aufhalte, schicken Anzügen und albernen silbernen Rollern. Der Indianer sieht mir mit einem verachtenden Blick durch die Pupillen bis ins Kleinhirn. Rechts von mir lallt der Michel, daß ein Anstreicher heute höchstens noch 1200 pro Monat verdient, das liege an der Billigkonkurrenz aus dem Osten. Ich bin nicht geneigt, ihm das zu glauben, aber selbst wenn es das Doppelte wäre ... Oder was meinst du Häuptling? Der Indianer seufzt laut und schüttelt den Kopf. Schließlich drückt er mir die Würfel in die Hand. Als ich das Lokal verlasse, rücke ich bis auf Los vor und ziehe 4000 ein.